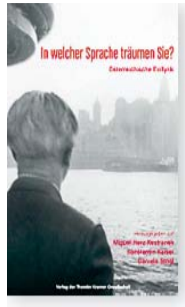


## KURZ UND KNAPP


**In welcher Sprache träumen Sie?**

Von Miguel Herz-Kestranek, Konstantin Kaiser, Daniela Strigl (Hgg.). Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft, Wien, 567 S., 30 €.

Der erste und bis dato letzte Band zu diesem Thema hieß „Dein Herz ist deine Heimat“, erschienen 1955. Die neue Anthologie präsentiert mit 278 Namen mehr als die doppelte Anzahl Autoren von anno dazumal. Weit ist der Begriff „Exilrythm“ gefasst, wurden doch auch Gedichte von Widerstandskämpfern und Spätgeborenen berücksichtigt, die – wie Ruth Klüger – als Kinder im KZ waren oder die mit ihren Eltern vertrieben wurden. Einer von letzteren, Herbert Kuhner (Jg. 1935), lieferte auch den Titel: „In welcher Sprache träumen Sie?“. Seine lapidare Antwort: „Ich träume englisch. / Ich tagträume französisch. / Meine Alpträume sind deutsch.“ Selbst Kenner der Materie stoßen in dieser Sammlung auf völlig unbekannte Texte und Verfasser. Ernst Waldinger (1896-1970) dichtete 1943 in New York: „Ich bin ein Sohn der deutschen Sprache nur. / Ich bin kein Deutscher, wohl ist mir darum.“ Eine Anthologie, die zugleich eine andere Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts ist.


**Längst nicht mehr koscher.**

Geschichte einer Familie. Von Claudia Erdheim. Czernin, Wien, 417 S., 24,80 €.

Im Grunde müsste der Untertitel heißen: „Die Geschichte meiner Familie“. Aber dann wäre es kein Roman geworden, und auf die poetische Freiheit wollte die 63-jährige Wienerin wohl nicht verzichten. Die Erdheims stammen aus Kakanien östlichstem Kronland – aus Boryslaw in Galizien, das heute zur Ukraine gehört. Moses Hersch, ein wohlhabender Mann, und seine Frau Esther hatten fünf Söhne. In ihrer Geschichte und der ihrer Nachkommen wird ein Zeitbild von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1945 entworfen. Die einen zogen nach Wien, die anderen blieben. Da gab es Akademiker und Kaufleute, fromme, weniger fromme Juden und Konvertiten. Was sie verband, war der Nazi-Terror. Wer im Holocaust ermordet wurde, wer überleben durfte – war nicht zuletzt Zufall. Claudia Erdheim erzählt sprunghaft, in knappen Parataxen: Die Vergangenheit wird ihr und uns zur Gegenwart.


**Broncia Koller.**

Von Boris Manner (Hg.). Brandstätter, Salzburg, 256 S., 39,90 €.

Sie hatte es nicht leicht: Bronislawa Pineles, besser bekannt als Broncia Koller-Pinell. Albert Paris Güterslohe schrieb in seinem Nachruf: „Weil sie eine Frau und vermögend war, haben die männlichen und armen Maler sie nie recht gelten lassen wollen.“ Das war auch ihr postumes Schicksal. Sie gehörte zum Klimt-Kreis, förderte Schiele, die Kunstwelt verkehrte bei den Kollers. Das rechnete man ihr und ihrem Gatten Hugo hoch an. Aber als interessante, eigenständige Künstlerin wurde sie selten wahrgenommen. Dabei hatte ein frühes, längst verschollenes Bild einst Furore gemacht: „Adagio“ (1892). Dieser schöne Band ist aber nicht nur die verdiente Würdigung einer Malerin von Rang, sondern auch eine kulturhistorische Fundgrube. Besonders spannend: die Liebesgeschichte zwischen Lou Andreas-Salomé und Broncias Bruder, dem Arzt Friederich Pineles. Und auch die engste Familiengeschichte kann sich sehen lassen: Broncias Sohn heiratete Gustav Mahlers Tochter. Ulrich Weinzierl

Anzeige



## BELLETRISTIK BESTSELLER

**1 Tannöd (4)**  
ANDREA M. SCHENKEL  
Edition Nautilus, Hamburg, 125 S., 12,90 €.

**2 Artemis Fowl. Die verlorene Kolonie (2)** EOIN COLFER  
List, München, 352 S., 19,95 €.

**3 Die Vermessung der Welt (3)**  
DANIEL KEHLMANN  
Rowohlt, Reinbek, 301 S., 19,90 €.

**4 Tender Bar (-)**  
J. R. MOEHRINGER  
S. Fischer, Frankfurt/M., 459 S., 19,90 €.

**5 DIE DRITTE JUNGFAU (-)**  
FRED VARGAS  
Aufbau, Berlin, 474 S., 19,95 €.

# In Hass und Selbsthass verstrickt

Spröde, protestantisch, ohne Liebe: Mit seinem neuen Roman schafft **Christoph Hein** eine bedrückende Gestalt

VON CLAUDI-ULRICH BIELEFELD

**E**in deutscher Mittagstisch in den späten Fünfzigern: Der Vater kehrt wie an jedem Tag pünktlich auf die Minute von seiner Arbeit zurück, er setzt sich an das Kopfende des Tisches, das Essen wird von der Mutter aufgetragen, sie bedient zunächst die Kinder und sich selbst, der Teller des Vaters wird zuletzt gefüllt, damit er Fleisch und Gemüse auch wirklich heiß zu sich nehmen kann. Nach dem Essen wird der Vater wie unter einem inneren Zwang zum Haustyranen, schnaut seine Frau an und beschimpft die zwei Töchter unfällig: „Ich habe zwei blöde Kinder.“

Eine beklemmende, grausam banale Szene, in der sich auf exemplarische Weise die Enge der Verhältnisse zeigt, in der Christoph Heins Protagonisten nicht nur in seinem neuen Roman eingesperrt sind. Zwang, Angst, halbherziger Widerstand, Depression – unter diesen Gestirnen müssen sie leben, und ihre kleinen und großen Fluchten ins Freie misslingen in der Regel.

Auch die Titelheldin des neuen Romans, die Malerin Paula Trousseau, gibt irgendwann auf, vergiftet sich mit Tabletten und lässt sich ins Wasser eines Flusses fallen. Doch zuvor hat sie ihr Leben aufgeschrieben. Das Manuskript übergibt Paulas Sohn an einen Jugendfreund der Verstorbenen, den sie zum Treuhänder ihrer Bilder und Zeichnungen bestimmt hat. Der lässt sich widerstrebend auf die Lektüre von Paulas großer Lebensbeichte ein. Nur noch wenige Male werden wir ihm begegnen, wenn ihn Paula in ihrem Text als ihren Schutzengel beschreibt, den sie zu ihrem Unglück erst viel zu spät erkannt habe. Ansonsten folgen wir der Erzählerin Paula Trousseau, deren Erzählfluss nur gelegentlich von Passagen unterbrochen wird, in denen ob-

jektivierend in der dritten Person von ihrer Kindheit und Jugend erzählt wird.

Wer nun ist diese Paula Trousseau? Ein armes, geschlagenes und verschrecktes Kind, das nicht nur am Mittagstisch von seinem Vater, dem strengen Schuldirektor, traktiert wird. Paula duckt sich – und begehrt doch auf. Was kann ihr helfen? Die Kunst. Sie liebt die Musik, geht voller Inbrunst zum Klavierunterricht und übt zu Hause auf einer Attrappe, da der Vater kein Klavier anschaffen will. Noch mehr als an die Musik glaubt sie an die Kraft der Malerei. Eines Tages schaut sie einem Maler zu, der eine Landschaft skizziert. Wie unter Hypnose setzt sie sich auf eine Bank, posiert wie ein Modell und hofft, auf dem Bild zu erscheinen. Doch als sie dem Maler nach langer Wartezeit schüchtern über die Schulter schaut, sieht sie, dass die Bank leer ist. Wirklich zu werden, sich selbst zu sehen und zu erkennen, die eigene Existenz zu spüren – diesem Lebensziel geht sie fortan mit nie versiegender Energie nach.

Ein harter Weg, denn jeder Erfolg ist letztlich nur durch einen Verlust zu erkaufen. Aus der schrecklichen Familie rauskommen? Da muss sie mit 19 Jahren eben einen zwölf Jahre älteren Mann, den Architekten Trousseau, heiraten. Von diesem Mann sich wieder befreien? Das geht nur, indem sie auf die kleine Tochter verzichtet und sie dem verlassenen Mann überlässt. Paula ist rücksichtslos, sich selbst gegenüber und den anderen gegenüber erst recht. Und dann ein Wunder: Wider alle Erwartungen gelingt es ihr, an die Kunsthochschule zu kommen.

Hein lässt seine Erzählerin zügig und um Genauigkeit bemüht erzählen. Es ist der Erzählgestus und Sprachduktus einer Frau, die sich selbst und der verlorenen Tochter ihren Lebensweg plausibel machen will. Die politische und gesellschaftliche

Realität spielt für sie kaum eine Rolle. Ihre Haltung: Es ist, wie es ist.

Zögerlich nur werden die Rahmenbezüge klar: Die Anfang der fünfziger Jahre geborene Paula wächst in Mitteldeutschland in der Gegend um Halle auf. Doch werden wir über die Zustände in der DDR kaum aufgeklärt. War Paula in der FDJ? Wir erfahren es nicht. Die Mauer? „Es macht Spaß, unser Paradies einmal zu verlassen“, heißt es, als ein Jugoslawien-Urlaub ansteht. Und zum Schluss, als das wie hinter Milchglas gezeichnete Land kurz vor dem Ende ist, wird lakonisch angemerkt: „Eine heftige Ausreisewelle, hörte ich, würde das Land erschüttern.“ Keine Frage: Christoph Hein meidet alles Vordergründige, alles Plakative. Die untergegangene DDR wird nicht einmal beim Namen genannt. Hein verzichtet offensichtlich bewusst auf eine soziologisch genaue Rekonstruktion und konzentriert sich auf die Darstellung der menschlichen Umgangs- und Verkehrsformen unter den Bedingungen totalitärer Herrschaft. Geduldig und aufmerksam folgt er den Wegen seiner Figuren, ihren Wünschen und Selbsttäuschungen, auch ihren Winkelzügen. Auf diese Weise gelingt es dem Autor, das Land in seiner Fremdheit und in seiner Bizarrerie hervortreten zu lassen. Was wir sehen ist ein exemplarisches Drama der Entfremdung und Selbstentfremdung.



FOTO: PICTURE ALLIANCE/DPA

**Christoph Heins Heldin verhält sich nach dem Motto: Es ist, wie es nun einmal ist.**

Paula Trousseaus Leben: Ein großes Spiel der Täuschungen und Enttäuschungen, in dem sie Handelnde und Getriebene zugleich ist. Zielstrebig und konsequent bahnt sie sich den Weg in die inneren Zirkel der Kunstelite des Landes. Noch während des Studiums an der Kunsthochschule wird sie die Geliebte ihres Professors, eines Frauen verzehrenden Staatskünstlers, der souverän sein Spiel mit der Macht aufführt und mit Paula in einer luxuriösen Villa residiert. Man trifft sich gerne im Kreis der alimmentierten Künstler, säuft und lästert – und hat Angst, wenn einer in den Westen gegangen ist, denn dann muss man ein paar Kotsau machen, wird vielleicht mit dem Verlust von Privilegien bestraft. Wie ein

Fisch im Wasser schwimmt Paula in diesen Kreisen, nutzt die Situation aus – und bleibt doch eine Unberührbare. Ihre Tragödie: Da sie sich selbst nicht lieben kann, kann sie auch keinen anderen lieben. „Keine Liebe und keine Gefühle“, das ist ihr seit der Kindheit zum Lebensmotto geworden, denn eins ist ihr klar: „Menschliche Beziehungen sind das Resultat von Missverständnissen.“ Und so kann sie ohne Skrupel von einem Mann zum anderen springen. Irgendwann greift sie sich einen bekannten Schauspieler, lässt sich schwängern, trennt sich von ihm, lügt ihm vor, dass sie einen neuen Mann gefunden hat und bringt ihr zweites Kind, einen Sohn,

zur Welt, „mein Kind, nur meins.“ Paula Trousseau ist eine Egoistin, zweifelsohne, eine Frau, die zunächst wenig Sympathie erweckt und die uns in ihrer Schutz- und Ruhelosigkeit dann doch nahe kommt. Ihrem Unglück, das ihr widerfährt und das sie selbst zwanghaft produziert, kann sie nur für kurze Momente entfliehen. Im Sex mit Frauen gibt sie sich hin und hört auf zu kämpfen, doch bleiben diese Begegnungen rare Ausnahmen.

Die einzige wirkliche Leidenschaft Paula Trousseaus: die Malerei. Die soll ihr den Weg ins Leben und zu sich selbst bahnen. Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so. Ihr Lebenswerk, das „Weiße Bild“, muss sie über Jahrzehnte verstecken, weil es dem sozialistisch-realistischen Kunstdogma zuwider läuft. Das monochrome Bild zeigt auf den ersten Blick nur reines Weiß, erst bei genauem Hinsehen kann man Konturen erkennen, die von einer verdeckten, kaum wahrnehmbaren Welt künden. Mit diesem Bild hat Paula, ohne dass ihr das klar ist, eine große Metapher für ihr eigenes Leben geschaffen.

Christoph Hein ist ein Autor, in dessen Werk das farbige Leben an sich kaum vorkommt. Auch hier dominiert das Schwarz-Weiß, wirkt manches wie in Holz geschnitten. Die Sprache Paulas ist direkt, oft umgangssprachlich. Ihre Selbsterlebensbeschreibung ist im protestantischen Geist verfasst, hier wird Gericht gehalten über sich selbst, Ablass wird nicht gewährt. Mit Paula Trousseau hat Hein eine Figur geschaffen, die in der spezifisch deutschen Verstrickung aus Hass und Selbsthass gefangen bleibt und daran zugrunde geht.

**Christoph Hein:**  
**Frau Paula Trousseau.**  
Suhrkamp, Frankfurt/M., 544 S., 22,80 €.



Die Heilige Elisabeth ging gern barfuss – Fotomontage von Jürgen Römer

## Die Heilige von Thüringen

**E**lisabeth! Wer jemals einer Auf-führung von Wagners „Tannhäuser“ beigewohnt und einen einigermaßen akzeptablen Tenor in der Titelrolle erlebt hat, wird diesen innigen Anruf kaum vergessen. Elisabeth! Heilige Elisabeth, bitt' für mich... Auch sonst ist die Landesheilige von Thüringen, welche dortselbst als Landgräfin ihr kurzes Leben (1207-1231) verbrachte, tief eingelassen in unser kollektives Gedächtnis, man denke nur an die Fresken auf der Wartburg von Moritz von Schwind. Und doch hat diese Dienerin Gottes, die bereits vier Jahre nach ihrem Tod heiliggesprochen wurde, aus Anlass ihres 800. Geburtstags wiederum einen Künstler zur Auseinandersetzung angeregt. Und zwar den Fotografen Jürgen Römer. In seinen bemerkenswert poetischen Bildern ist er so mutig, der Heiligen von damals ein Gesicht von heute zu geben und dasselbe samt dazugehörigem Körper an die Orte zu führen, die von Elisabethens Erdenwallen übrig sind. Aber: verwischt! Das wirkt sehr reizvoll wie ein Einbruch des Übermächtigen in gut erkennbare reale Örtlichkeiten. Die Bildausschnitte fallen mal scheinbar zufällig, mal betont heiligenbildmäßig aus. Zusammen mit den sparsamen Anmerkungen zu Elisabeths Tun verleiht das dem Band eine Aura von unaufdringlicher Spiritualität, was selten gelingt. TK

**Jürgen Römer:**  
**Meine Elisabeth.**  
Evangelischer Medienverband, Kassel, 48 S., 24 Abb., 9,90 €.

## Zwischen Melancholie und Kitsch

**Davide Longo** erzählt von einem „Steingänger“, Schleusern, Leichen und Unmengen französischer Zigaretten

VON CAROLIN FISCHER

**E**s wird zuviel geraucht in diesem Buch, deutlich zuviel. Nicht etwa, dass wir uns deshalb um die Gesundheit der Figuren Sorgen machen müssten, denn die werden ohnehin erschossen, erstochen oder wenigstens mit dem Messer verletzt. Aber zu viele Kippen fliegen in den Schnee, um dort noch einmal aufzuliegen. Vermutlich ist es als Leitmotiv gemeint, aber es wirkt leider nur als Versatzstück, wie der ganze Roman ein wenig wie ein Noir-Krimi daherkommt, der in ein italienisches Bergdorf an der Grenze zu Frankreich transportiert wurde.

Protagonist ist Cesare, der „Franzose“ genannt, weil er als Kind mit seiner Familie nach Marseille emigriert war, wo die Männer beim Bau des Hafens Arbeit fanden, und erst viel später als einziger wieder ins

Dorf zurückgekehrt war. Dort wird er, an dem allein die Präferenz für Gitanes französisch ist, Schleuser, ein in der rauen Bergwelt anscheinend normaler Beruf, der – zumindest von diesen niederen Chargen – aus einer Art Mischung von Notwendigkeit und Menschenliebe ausgeübt wird.

Diese Vorgeschichte erfahren wir aber nur häppchenweise, denn die eigentlich banale Handlung wird uns in Bruchstücken präsentiert, was wohl Spannung erzeugen soll, aber zumindest anfänglich eher für Verwirrung sorgt. Gleich im ersten Kapitel findet Cesare, der inzwischen alt und im Ruhestand ist, eine Leiche, doch erst kurz vor Schluss erfahren wir, dass der Tote sein Patenon und Nachfolger war. Versucht wird hier in einer Schreibweise, die sich an Hemingway orientiert, durch knappe Beschreibungen von Äußerlichem die jeweilige Szene zu evokieren. Allerdings

wird der Leser ziemlich allein gelassen, wenn wir keinerlei Reaktion auf den Leichenfund erfahren. Als Cesare im übernächsten Kapitel erneut die Szene betritt, heißt es bloß: „Einen caffè lungo? Cesare nickte und setzte sich auf den Barhocker. Lino drehte sich zur Espressomaschine, ließ mit einem doppelten Klick das Kaffeepulver herunter, ein metallisches Krächzen, und das Gebräu ergoss sich in die weiße Tasse. Cesare knöpfte seine Jacke auf.“

Ja, so cool, schweigsam und unergründlich waren sie, die Helden der amerikanischen Western und Krimis, und Alessandro Baricco hat im ersten Teil von „Ohne Blut“ packend demonstriert, wie man solche Szenarien und Erzählstrukturen auch in die Literatur, in die zeitgenössische italienische Literatur, einbringen kann. Davide Longo nun ist sein Schüler, im wahrsten Sinn des Wortes, denn er kam als Stipendi-

at an dessen Literaturinstitut, der Scuola Holden in Turin, wo er heute selbst unterrichtet. Benannt nach Holden Caulfield, Salingers Helden des „Catcher in the Rye“, hat diese Schule es sich zum Ziel gesetzt, „die Techniken zu lehren, mit denen die Objekte der Erzählung produziert werden“. Und genau diesen Eindruck vermittelt Longos Steingänger, dass nämlich eine in wenigen Sätzen zu erzählende Geschichte hier mit einer sorgfältig konstruierten Technik aufgeblasen wird, ohne wirklich überzeugen zu können. Longo lässt kaum ein Klischee aus. Die Schweigsamkeit der Bergbauern, der Hund des Franzosen, der als Warnung aufgeschlitz aufgehängt wird, und die hübsche Kommisarin, die zu Cesare ins Bett steigt.

Davide Longo, der für den Roman hochgelobt und preisgekrönt wurde, stellt sich seine Leser als Leute vor, „die gern zu

Fuß gehen, stundenlang eine Suppe köcheln lassen, weit fahren, um einen Freund zu besuchen, gern löcherige Pullover tragen, Menschen mit einer gewissen Melancholie“. Ja, melancholisch soll der Roman wohl sein, leider gleitet er dort, wo Longo die Außenperspektive verlässt, mitunter ins Kitschige ab, wenn es von Cesare heißt: „Männer wie er spüren die Gedanken der anderen, wie Vögel das Wetter spüren.“ Und so wartet er gelassen auf seine Mörder. „Die Berge waren ruhig, sie bereuten nichts!“ Warum auch? Denn sie wissen nichts von löcherigen Pullis und schlicht gestrickter Literatur.

**Davide Longo:**  
**Der Steingänger.**  
A. d. Italien. v. Susanne Vetterlein. Wagenbach, Berlin, 176 S., 17,50 €.